

Petra Kirsch, im oberbayerischen Wintershof bei Eichstätt geboren, ist promovierte Literaturwissenschaftlerin. Nach ihrem Studium in München war sie zunächst als Lokalreporterin und Nachrichtenredakteurin bei Presse und Funk tätig, schließlich als Textchefin und Pressesprecherin. Heute lebt die Autorin in Nürnberg.

PETRA KIRSCH

# Fränkisches Gwerch

FRANKEN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Paul Zankl alias Siggi Merkl

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlagmotiv: Holger Leue/Lookphotos  
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, Tobias Doetsch  
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln  
Lektorat: Hilla Czinczoll  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany 2017  
ISBN 978-3-7408-0188-5  
Franken Krimi  
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

*Eigentlich bin ich ganz anders,  
nur komme ich so selten dazu.*

Ödön von Horváth,  
»Zur schönen Aussicht«

## EINS

Hinter dieser Tür lauerte der Feind.

Zögerlich griff sie nach der Klinke, holte tief Luft und stieß dann die Tür nach innen auf. Ihre Strategie: gar nicht erst hinschauen, einfach ignorieren. Zumal an diesem hellen, ja geradezu aufdringlich grellen Augustsonntagmorgen. Das hatte bisher auch ganz gut geklappt.

Heute nicht.

Nachdem sie die Hautcreme aufgetragen, einmassiert und dabei die ganze Zeit die Kacheln über der Badewanne, und nur die Kacheln, fest ins Visier genommen hatte, warf sie, einer jahrzehntelangen Gewohnheit folgend, einen kurzen prüfenden Blick in den Badezimmerspiegel über dem Waschbecken. Sie sah sofort wieder weg. Doch da war es schon zu spät.

Abrupt verließ sie das Bad, ging in die Diele, schaltete das Deckenlicht an, blähte vor dem Ankleidespiegel die Wangen leicht auf und betrachtete sich im rechten Profil, ihrer Schokoladenseite. Wenn sie jetzt noch die Bauchmuskeln ein wenig anspannte, war es gar nicht so schlimm.

Paula Steiner, ledig, Kriminalhauptkommissarin beim Polizeipräsidium Mittelfranken, war jetzt fünfundfünfzig. Bis vor Kurzem hatte es keinen Grund gegeben, über ihren Körper zu klagen. Er war in Ordnung, mal mehr, mal weniger. Er war einfach da, eine Selbstverständlichkeit, über die sie nie ein Wort verlor. Er wurde akzeptiert.

Das hatte sich geändert. Schleichend. Vereinzelt ein paar graue Haare, die im letzten halben Jahr dazu übergegangen waren, im Stirnbereich ganz die Vorherrschaft zu übernehmen. Dann der kleine Bauchansatz – und das ihr! Ihr, die es bisher immer als eine Gnade ihrer Gene erachtet hatte, dass sie nie besorgt auf die Waage im Badezimmer gestiegen war. Und jetzt das! Sie wusste nicht einmal, wie es dazu gekommen war. Kein Tropfen Alkohol mehr als die Jahre zuvor. Also fast keinen. Auch nicht mehr gegessen. Wobei ... gut, man merkt sich nicht

unbedingt alles. Die vielen Geburtstage und Dienstjubiläen im Präsidium in den vergangenen Monaten ... Und jedes Mal, immer, immer, immer, wurden einem bei solchen Anlässen irgendwelche Kuchen- und Tortenstücke aufgenötigt. Das konnte man doch nicht ausschlagen.

Ihre Kollegin Eva Brunner, die mit dem gleichen Problem wie sie zu kämpfen hatte, dabei aber wesentlich jünger war, machte seit Kurzem als Gegenmaßnahme jeden Tag fünfzig Sit-ups. Fünfzig! Paula hatte dieses Programm mit Interesse verfolgt, dabei aber keinen offensichtlichen Erfolg feststellen können. Heinrich Bartels, auch er hatte in den letzten Jahren etwas zugelegt, ging jetzt zweimal in der Woche in ein Fitness-Studio. Und sie selbst? Sie hatte nicht vor, auf die unfeinen Entwicklungen ihres Körpers mit einer Dressur zu reagieren. Sie fand das unwürdig.

Paula Steiner machte keine Diät und quälte sich nicht mit Sport. Sie hatte keine Lust zu joggen. Sie hatte keine Lust auf Dinner-Cancelling. Sie hatte Lust auf Wein und – ja, auf Kuchen, Schokolade und ein Fünf-Minuten-Ei zum Frühstück, plus einer dick mit Butter bestrichenen Scheibe Weißbrot. Sie tat das in ihren Augen einzig Vernünftige: Sie verbannte die Personenwaage in den Keller und warf die zu eng gewordenen Kleidungsstücke in die Altkleidersammlung. So und nur so erstickte man jeglichen Ärger und Selbstzweifel schon im Ansatz.

Paula Steiner war noch nie besonders eitel gewesen. Im Grunde störte sie die kleine Wölbung nicht über die Maßen. Aber jetzt die Falten, das war zu viel. Eine tiefe Furche mitten auf der Stirn, dann diese widerwärtig aufplissierten Fächerfalten an den Wangen und – besonders hässlich – die klitzekleine kranzförmige Runzelpartie um den Mund, die sich, wie es schien, von Tag zu Tag schärfer in die Haut einbrannte.

Und dann gab es die wirklich schlimmen Tage, an denen über Nacht neue Falten dazukamen, nämlich da, wo bisher keine gewesen waren. Seitdem vermied sie es, in den Badezimmerspiegel zu sehen. Gut, dass es in ihrer Wohnung noch einen weiteren Spiegel gab. Ebenjenen in der Diele, und sie wusste nicht, warum, aber in dem sah sie immer viel dünner und viel jünger aus. Auf jeden Fall nicht wie fünfundfünfzig.

Deswegen musste der Badezimmerspiegel weg. Er würde wie die Badezimmerschüssel ins tief gelegene Exil verbannt werden, und zwar sofort. Solche wichtigen Entscheidungen sollte man nicht auf die lange Bank schieben. Also zurück ins Bad, den Spiegel aus der Wandverankerung mehr gezerrt als gehoben, unter den rechten Arm geklemmt und ... Sie hatte die Klinke der Wohnungstür bereits in der Hand, da klingelte ihr Handy, das auf dem Dielenschränkchen lag.

Sie griff mit der linken Hand danach und sagte unwirsch: »Ja, bitte. Was ist denn?«

Es war Matthias Breitkopf vom Kriminaldauerdienst. Der Fünfundsechzigjährige, der in zwei Monaten in Pension gehen würde, war einer ihrer Lieblingskollegen. Auch er jemand, der, seit sie ihn kannte, mit Gewichtsproblemen kämpfte und diesen Kampf immer mit Bravour verloren hatte.

»Erst mal einen recht guten Morgen, meine liebe Paula. Es ist«, bediente er sich ihrer Formulierung mit einem Lächeln, das sie durch das Telefon deutlich wahrnehmen konnte, »dass du ja heute Bereitschaftsdienst hast. Und weiter ist, dass wir eine weibliche Leiche haben. Spurensicherung, Gerichtsmedizin und Staatsanwalt sind schon informiert und müssten alle bereits vor Ort sein. Vor einer Viertelstunde kam ein anonymes Anruf, dass –«

»Wo?«, unterbrach sie ihn ungeduldig.

»Im Lorenzer Reichswald. Um genau zu sein, auf der Russenwiese bei dem Tiefen Graben, also auf dem westlichen Teil der Lichtung. Weißt du, wo das ist? Kennst du dich da aus?«

»Ja, ungefähr. Das kann ja nicht so kompliziert sein. Ich werde das schon finden.«

»Gut. Dann brauchst du von mir im Moment keine weiteren Angaben, oder?«

Sie verneinte und beendete das Gespräch. Mit einem kleinen Seufzer stellte sie den Spiegel vor dem Dielenschränkchen ab und zog sich so hastig wie achtlos an.

Mit einem Einsatz an diesem Bereitschaftswochenende hatte sie nicht gerechnet. Ein Mord im August, wo die halbe Stadt im Urlaub war und die andere Hälfte ins Freibad drängte oder auf

der Terrasse lag, zumal an so einem sonnigen Tag? Das galt in der Statistik als Ausnahme. Zwar geschah im Großraum Nürnberg fast jeder zweite Mord tatsächlich zwischen Freitagabend und Sonntagmitternacht, aber meist nicht im Freien, sondern in der Wohnung des Täters oder des Opfers.

Als sie vor die Haustür trat, strahlte die Sonne über der Stadt. Der Asphalt dampfte dezent vor sich hin, das Firmament flimmerte in hellem Babyblau, und eine leichte Brise spielte mit ihrem Haar. Noch war die Luft frisch, trocken und von freundlicher, maßvoller Wärme. Ein heiterer Frühlingstag mitten im Hochsommer. Ein Geschenk des Himmels.

Der Ärger mit dem widerspenstigen Spiegel war vergessen, Paula Steiner lief zufrieden, ja frohgemut den Maxtorgraben entlang und wurde mit jedem Schritt euphorischer. Kurz nachdem sie das Labenwolf-Gymnasium links hinter sich gelassen hatte, rief sie laut: »Charly, ich komme!«

Fast ein ganzes Jahr hatte sie gebraucht, um ein passendes Nachtquartier für ihn zu finden. Es sollte doch einigermaßen bezahlbar und gleichzeitig noch bequem fußläufig zu erreichen sein. Seitdem parkte der teure Spritfresser in der Mitte einer Dreierkette von Fertigaragen in der Maxtormauer nahe dem Rathenauplatz.

Als sie das unansehnlich verwitterte Blechschwingtor hochgezogen hatte, war sie, wie immer, wenn sie lange nicht gefahren war, regelrecht entzückt von der schnittigen Eleganz ihres Porsche Carrera, von seiner alterslosen klassischen Schönheit. Und auch davon, dass dieses Objekt allseitiger Begierde ihr gehörte. Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihm zweimal sanft auf die Heckklappe zu klopfen, so sehr freute sie sich auf die Fahrt in den Nürnberger Osten. Auf die ungewohnt leeren Straßen, auf den satten Donnerhall unter der Motorhaube. Und auch auf die bewundernd-aner kennenden Blicke unterwegs.

\*\*\*

Kurz nach neun Uhr bog sie von der Valznerweiherstraße rechts ab. Leider hatte das mit den bewundernden Blicken bislang nicht geklappt – weder die wenigen Autofahrer, die zu so früher Stunde unterwegs waren, noch einer der Fußgänger hatten anerkennend aufgesehen, als sie an ihnen vorbeirollte. Oder zumindest überrascht. Und dabei war sie doch extra langsam gefahren.

Nach vierhundert Metern auf einer unbefestigten Forststraße winkte sie ein höchstens fünfundzwanzigjähriger Streifenbeamter – mittelgroß, sehr blond, eine stramm auf den schmalen Leib gebügelte Uniform, die rechte Hand spielte mit der Dienstwaffe – zu sich heran. Sie schaltete den Motor aus, nannte ihren Namen und Dienstrang, kramte dann den Dienstausweis aus ihrer Handtasche und hielt ihn ihm entgegen.

»Gut, dann dürfen Sie passieren«, beschied ihr der Beamte herablassend, nachdem er ihren Ausweis eingehend studiert hatte.

»Wie weit ist es denn noch zum Fundort?«

»Das darf ich Ihnen nicht sagen. Das müssten Sie doch selbst wissen«, sagte der Polizist tadelnd. »Das muss Ihnen ja der KDD mitgeteilt haben. Oder sind Sie etwa gar nicht befugt zur Tatortbefundaufnahme? Zeigen Sie mir noch mal Ihren Dienstausweis.«

Als sie unbeeindruckt von dieser Aufforderung den Motor starten wollte, fügte er drohend hinzu: »Sie werden hier so lange warten, bis ich Ihre Personalien bei meinem Dienststellenleiter gegengecheckt habe. Haben Sie mich da verstan-«

Wenn sie so jung sind wie dieser Blondschoopf mit dem aufreizend glatten, faltenlosen Teint, dachte Paula, erfüllt sie es noch mit Stolz, eine Uniform tragen zu dürfen. Und wenn dann noch eine kräftige Portion Dummheit dazukommt, wie es bei diesem Grünschnabel der Fall zu sein scheint, entsteht diese konfliktträchtige Mischung aus Wichtigtuerei und Überheblichkeit. Schon von daher hatte sie lieber mit älteren Streifenbeamten zu tun.

»So, Herr Kollege«, unterbrach sie ihn, »ich habe Ihnen eine Dienstanweisung in Form einer Frage gestellt, die zu beant-

worten nicht allzu schwierig sein sollte, auch für Sie nicht. Nämlich entweder mit ›Ja, ich weiß es‹ oder mit ›Nein, ich weiß es nicht‹. Oder, dritte Möglichkeit: ›Ich weiß es, sag es Ihnen aber nicht.‹ Letzteres würde ich«, betonte sie, »als vorsätzliche Verweigerung einer Befehlsgebung deuten, die, wie Sie vielleicht wissen, innerdienstlich sanktioniert werden kann. Wenn Sie mit der Fundortsicherung überfordert sind, müssen Sie es mir nur sagen. Dann lass ich Sie hier augenblicklich abziehen. Für mich ist das kein Problem. Das geht ganz fix. Also, was ist jetzt?«

Nach einer kurzen Bedenkzeit presste der Beamte, dessen Gesicht nun in einem hellen, ungesunden Flammrot leuchtete, schließlich hervor: »Weit ist es nicht mehr. Circa zweihundert Meter. Immer geradeaus.«

Wortlos startete sie den Motor und gab Gas. Im Rückspiegel sah sie, wie ihr Kontrahent ihr einen grimmigen Blick hinterherschickte. Und wenn sie sich nicht täuschte, war darin neben dem Ärger, von ihr bloßgestellt worden zu sein, auch eine Spur von Bewunderung, die aber sicher nicht ihr galt. Sondern ausschließlich ihrem orangefarbenen Begleiter.

Wenig später stellte sie den 911er hinter drei Einsatzwagen ab, die in ihrem blau-silbrigen Streifenmuster mit dem Himmel und der planen, langweiligen Kies-, Wald- und Wiesenödnis zu verschmelzen schienen. Der Lorenzer Reichswald, an dessen Südwestseite sich die Russenwiese schmiegte, wurde von keiner Siedlung unterbrochen. Nichts als Bäume, Waldwege, Moos und ab und zu ein Schild oder ein Wanderzeichen zur Orientierung.

Weiter vorn parkte der Citroën von Dr. Frieder Müdsam, dem Gerichtsmediziner. Obschon seit einiger Zeit im Ruhestand, sprang er immer noch gelegentlich, vor allem an den Wochenenden, für seine Kollegen ein. Und das, obwohl er bei seinem offiziellen Abschied mehrfach verkündet hatte, ihn werde man in der Tetzeltgasse nicht wiedersehen. Die Zeiten seien ein für alle Mal und unwiderruflich vorbei. Man solle gar nicht versuchen, ihn umzustimmen.

Gut, dass er seine Meinung geändert hat, dachte Paula,

als sie den Wagen abspernte. Sie freute sich jedes Mal, wenn sie ihn so unverhofft wie heute Vormittag antraf. Vor allem dann, wenn sie eine länger währende Kooperation mit seinem Nachfolger, diesem arroganten Klugscheißer Dr. Grath, hinter sich hatte.

Als sie sich dem Menschenknäuel aus Schutzpolizisten, Kriminaltechnikern, Staatsanwalt und Bestattern näherte, hob Müdsam die Hand zum Gruß. Sie winkte lebhaft zurück und marschierte direkt auf ihn zu.

»Schön, dass du da bist und nicht einer von den anderen«, sagte sie statt einer Begrüßung.

»Das kann ich nur zurückgeben, Paula«, erwiderte er mit einem tiefen Lächeln. Es folgte ein besorgter Blick auf ihre Sandalen und auf die nackten Unterschenkel: »Hm, das ist jetzt nicht ganz die optimale Bekleidung für deinen Einsatz hier.«

»Warum?«, fragte sie. »Was soll daran verkehrt sein?«

»Verkehrt ist nichts, aber der Leichnam liegt sehr ungünstig.« Er deutete mit der Hand nach links, zum Tiefen Graben, in dieser Jahreszeit nur ein spärliches Rinnsal hinter einer Allee aus Schlehen, Holunderbüschen und Wildkirschen, die den Weg säumten.

»Schau, mitten in dem hohen Gras. Und derzeit ist Zeckenalarm. Die Biester sind wieder sehr aktiv und aggressiv. Aber vielleicht mach ich mir ja grundlos Sorgen, und du bist dagegen geimpft?«

»Nein«, antwortete sie. »Aber ich werde mich da drin ja nicht stundenlang aufhalten.«

»Das ist doch keine Garantie!«, ereiferte er sich. »Du musst dich hinterher genau absuchen, Paula. Versprich mir das. Du weißt doch, wie gefährlich so eine Borreliose –«

»Ja, ja«, unterbrach sie ihn schnell, »das mach ich schon. Ich schau mir jetzt erst mal die Tote an. Du kannst ja so lange hierbleiben, auf sicherem Terrain. Und dann sagst du mir, was du herausgefunden hast. Oder gibt es dazu noch nichts zu sagen?«

»Doch, schon. Aber ich gehe mit dir, erstens bin ich geimpft, und zweitens trage ich«, er wies auf seine Hosenbeine, worüber weiße Arztsocken bis zu den Waden hochgezogen waren, »im

Gegensatz zu dir die passende Kleidung für ein solch zeckenvermintes Gelände.«

Dann drehte er sich um und marschierte auf dem Kiesweg voran. Sie folgte der weißen Strahlkraft seiner Socken. Und wunderte sich, dass ausgerechnet er, ein Mediziner, der jahrzehntelang einen professionell unerschrockenen Umgang mit seinen oft schlimm zugerichteten Mordopfern gepflegt hatte, eine so offensichtliche Angst an den Tag legte. Angst vor winzigen Spinnentierchen, die um ein Vielfaches größer sein musste als die Furcht, sich in diesem Aufzug vor den anderen lächerlich zu machen.

Am Rand der Russenwiese blieb er stehen und zögerte. Sie schlüpfte an ihm vorbei, sprang über den Bach und schlurfte den kurzen Trampelpfad entlang, bis sie vor der Toten stand. Dort drehte sie sich um und sah zu Frieder, der immer noch auf dem Kiesweg ausharrte und ihren fragenden Blick ein wenig verlegen auffing.

»Ich bleibe doch lieber hier, Paula«, rief er ihr mit einem Achselzucken zu. »Du brauchst mich ja nicht unbedingt dabei, oder?« Der Ton, in dem er seine Frage stellte, enthielt die Hoffnung auf ein klares Nein.

»Nein, dabei brauche ich dich nicht. Später schon.«

Die Frau vor ihr, die sie mit grünen, toten Augen anstarrte, war mittelgroß, Mitte bis Ende vierzig, spindeldürr und knochig. Sie hatte das Smartphone-Knie – das ultimative Charakteristikum extrem dünner Frauen, hatte Paula vor Kurzem im Feuilleton ihrer Tageszeitung gelesen. Wer es schaffte, beide Knie zusammenzudrücken, ein iPhone 6 quer darüberzulegen und damit beide Knie vollständig zu bedecken, der liege im Trend eines vor allem von sehr jungen Frauen favorisierten Schlankheitsideals. War dieses Smartphone-Knie genetisch bedingt oder das Ergebnis einer asketischen Lebensweise? Oder gar das Anzeichen für eine ausgeprägte Magersucht?

Natürlich hatte die Tote keinen Bauchansatz wie die Frau, die jetzt skeptisch auf sie herniedersah, sondern eine deutliche Innenwölbung in der Körpermitte. Ein hellbraunes Chiffon-

kleid mit kleinen weißen Tupfen ergoss sich von den Schultern bis unterhalb der Knie. Hellbraune Cowboystiefel aus Krokodilllederimitat, halterlose transparente Nylonstrümpfe, die in dem hohen Gras seidenmatt schimmerten. Nylons im Hochsommer, und das bei einem Waldspaziergang?

Die ersten Anzeichen von Altersflecken auf den ringlosen, knotigen Händen. Dezent Schminke, ein selbst für diesen lang andauernden regenlosen Sommer unnatürlich tiefbrauner terrakottafarbener Teint, der auf regelmäßige Besuche in einem Sonnenstudio schließen ließ. Schulterlanges glattes aschblondes Haar, das zu einem lässigen Dutt am Hinterkopf hochgebunden und stellenweise mit hellen Strähnen aufgehübscht war. Ihre Mutter würde diese Frau sicher als eine gepflegte Erscheinung bezeichnen, doch Paula Steiner sah in deren Aufmachung vor allem das Widersprüchliche. Hier der angestrenzte Gouvernanten-Look, da das zwanghafte Streben nach Juvenilität.

Auch Paula Steiner erkannte den Aufwand, den einem ein solches Erscheinungsbild abverlangte. Und zollte dieser Anstrengung insgeheim durchaus ihren Respekt. Das war mit Sicherheit niemand, der in Erwägung gezogen hatte, seinen Badezimmerspiegel in den Keller zu verbannen. Diese Frau hatte den immerwährenden Kampf mit ihrem Abbild nicht wie sie gescheut, sondern ihn jeden Tag aufs Neue aufgenommen. Aber war sie auch überzeugt davon gewesen, ihn zu ihren Gunsten entschieden zu haben?

Paula war mit dem Scannen der Toten so beschäftigt gewesen, dass ihr erst jetzt, nach dieser eingehenden Musterung, die lang gezogene Delle oben auf dem Kopf auffiel. Ein kleiner Graben, wie mit dem Lineal auf dem Mittelscheitel gezogen, aus dem an beiden Seiten kleine Blutklumpen hervortraten. An den Nasenöffnungen hatte sich getrockneter blutig-wässriger Ausfluss gesammelt. Als Paula sich aufrichtete, verschwammen vor ihr Himmel und Wiese zu einem trüben Brei.

»Mit dir haben wir heute nicht gerechnet«, sagte Klaus Dennerlein. Der Kriminaltechniker stand auf einmal neben ihr. Sie

hatte ihn nicht kommen hören. »Ich dachte, Heinrich hat an diesem Wochenende Bereitschaftsdienst.«

»Es geht ihm nicht gut«, antwortete sie. »Da bin ich halt kurzerhand für ihn eingesprungen.«

»Soso, aha. Das ist ja wieder typisch. Mir geht es übrigens heute auch nicht gut. Trotzdem bin ich da. Ich glaube, du lässt ihm zu viel durchgehen, vor allem in der letzten Zeit, Paula. Der tanzt dir doch richtig auf der Nase herum. Dass du dir das alles gefallen lässt! Ich würde dem an deiner Stelle endlich mal richtig Bescheid stoßen.«

Nicht nur, was er sagte, sprach für sein übergroßes Selbstbewusstsein, sondern auch, wie er es sagte. Klaus Zwo, Dennerleins Kollege, richtete neugierig den Blick auf sie beide.

Erstaunt sah sie zu Dennerlein auf. Bislang hatte er es vermieden – im Gegensatz zu manch anderem männlichen Kollegen –, sich in ihre inneren Angelegenheiten einzumischen. Das jetzt war neu – und brandgefährlich. Wenn man so etwas nicht augenblicklich richtigstellte, drohte das Präsidiumsintern zur Gewohnheit zu werden. Dementsprechend launig fiel ihre Antwort aus.

»Falls«, betonte sie die Konjunktion, »ich, lieber Klaus, deinen Rat in Personalführung irgendwann einmal brauchen sollte, lasse ich es dich rechtzeitig wissen. Wobei ich mir ziemlich sicher bin, dass es so weit nicht kommen wird. Und bis dahin halten wir es so wie bislang auch: Du kümmerst dich um deine Angelegenheiten und ich mich um meine. Das hat nämlich bisher wunderbar geklappt. War das verständlich genug?«

»Sei doch nicht so zickig«, raunte Dennerlein sie an. »Ich habe das doch nur gut gemeint.«

Inzwischen hatten auch zwei Streifenbeamte ihre Absperrarbeiten unterbrochen, wie sie aus den Augenwinkeln beobachten konnte, und horchten ganz unverhohlen ihrem Disput. Und dessen weiterem Verlauf. Das war spannender, als Absperrbänder aufzustellen.

Darum sagte sie sehr laut und bestimmt in Richtung der zwei Polizisten: »Ich bin nicht zickig, sondern konsequent. Und natürlich hoch professionell. Denn wenn ich zickig wäre, dann

hätte ich dich, natürlich in aller Form, darauf hingewiesen, dass ich hier den Einsatz leite und du wie alle anderen nur dazu da bist, lieber Klaus, mir zuzuarbeiten. Und davon habe ich bis jetzt leider noch nichts gemerkt. Also, was hast du, der du ja schon so viel länger am Tatort bist, für mich?« Und sie rechnete es sich hoch an, ihre Frage sogar mit einem aufrichtigen Lächeln zu garnieren.

Einen kurzen Moment überlegte er. Es sah so aus, als wollte er den Ring noch nicht verlassen. Doch dann gab er sich geschlagen.

»Ja, eigentlich sehr viel. Wir wissen, wie die Tote heißt. Ida Glanz, siebenundvierzig Jahre, ledig, kinderlos, wohnhaft in der Neuweiherstraße. Das ist in Zabo, am Valznerweiher. Also ganz in der Nähe.«

»Dann hatte sie also ihren Personalausweis bei sich?«

Er nickte. »Ja. Genau wie ihren Geldbeutel und was man als Frau eben so bei sich hat auf einer Radtour.«

»Was hat man denn als Frau so bei sich, auf einer Radtour?«, fragte sie amüsiert.

»Na, den Schlüsselbund, Schminkzeug, Taschentücher, Tampons, einen Kamm, Handcreme, ein Spray für Heuschnupfenallergiker, eine Sonnenbrille, Kekse und ein Apotheken-Mäppchen mit Pinzette, Hansaplast und so einem Kram. Das weißt du doch besser als ich, Paula. Plus eine Trinkwasserflasche aus Aluminium, wie sie Wanderer immer mit sich führen. Die Flasche war übrigens leer. Das heißt: Die Tote muss schon eine Weile unterwegs gewesen sein, die war bestimmt schon auf dem Rückweg.«

»Auf einer Radtour, sagst du? Woher wisst ihr das? Habt ihr ein Fahrrad neben der Leiche gefunden?«

»Nicht neben der Leiche«, korrigierte Dennerlein sie, »sondern da auf dem Gehweg.« Er deutete mit dem Daumen nach rechts, zu dem Wiesenstück auf der gegenüberliegenden Seite.

»Wir gehen davon aus, dass es sich dabei um das Rad der Toten handelt. Es ist auf jeden Fall ein Damenfahrrad, ein richtig schweres Hollandrad. Nichts, was man so eben mal mit einer Hand in die Wohnung oder in den Keller transportieren kann«,



sagte er, um gleich hinzuzufügen: »Vor allem, wenn man so ein zierliches Püppchen ist wie die.«

Ein Püppchen? Klaus schien das anerkennend zu meinen. Er hatte, das wusste Paula, ein Faible für sehr schlanke, ja dünne Frauen. Dass die Tote auch magerstüchtig gewesen sein konnte, schien er nicht in Betracht zu ziehen.

»Ach, noch was in diesem Zusammenhang«, fuhr er fort, »eine Fahrradpumpe haben wir nicht gefunden. Zumindest bis jetzt nicht. Mag sein, dass keine dabei war. Kann aber auch sein, dass der Mörder sie an sich genommen hat, nachdem er sie als Tatwerkzeug benutzt hatte. Wir können weder das eine noch das andere ausschließen. Was wir außerdem gefunden haben, ist ein weißer Strohhut, der lag vor dem Rad.« Erneuter Daumenzeig nach rechts.

Sie folgte diesem Richtungsgeber, entdeckte aber keinen weißen, sondern einen cremefarbenen Strohhut. »Na, das ist doch schon mal was. Gut. Dann aber ist der Mord nicht in der Wiese selbst, sondern wahrscheinlich auf dem Wiesenweg passiert, oder?«

»Davon gehen wir aus, ja. Dafür sprechen auch die Schleifspuren auf dem Weg, die Klaus Zwo schon gesichert hat. Und hier die Spur, siehst du die?« Er drehte sich um die eigene Achse und zeigte auf das niedergedrückte Gras zu den Füßen der Toten. Der schmale Trampelpfad führte bis zu dem Bach. »Man hat sie wahrscheinlich erst über den Graben getragen, dann dieses kurze Stück da entlanggeschleift und schließlich hier abgelegt.«

»Komisch«, sagte Paula nach einer längeren Denkpause. »Demnach wäre der Mord direkt auf dem Weg passiert, vor aller Augen ... Da ist der Mörder aber ein großes Risiko eingegangen. Es braucht doch bloß ein Wanderer oder ein Radfahrer vorbeizukommen. Das ist ja wie auf dem Präsentierteller hier. Der Weg ist in allen vier Himmelsrichtungen, und zwar schon von Weitem, gut einsehbar. Also, ich weiß nicht. Das kann ich mir nicht vorstellen. Bist du dir da auch si-«

»Ha«, triumphierend fiel Dennerlein ihr ins Wort, »hier ist doch nichts los am Wochenende, Paula. Der Lorenzer Reichswald ist nicht so überlaufen wie der Dutzendteich, der Marien-

berg oder andere Parks. Wer geht denn schon bei so einem schönen Wetter in dieses triste Waldstück, wo es nichts gibt als Bäume, schnurgerade Wege und dieses Gestrüpp? Oder fährt mit dem Rad? Das macht doch keiner.«

»Ich weiß nicht.« Sie zögerte noch. »Aber vorstellen kann ich mir schon, dass, wer die Ruhe und Abgeschiedenheit liebt, lieber hierher als zum Marienberg fährt, wo man sich vor allem am Samstag und Sonntag gegenseitig in die Quere kommt, gerade bei einem solchen —«

»Quatsch.« Ungehalten unterbrach Dennerlein sie erneut. »Wenn ich die Ruhe und Abgeschiedenheit liebe, dann bleibe ich daheim und mache es mir da gemütlich. Nein, nein, Paula, das siehst du falsch. Hier ist nicht nur am Wochenende absolut tote Hose.«

Sie war nicht überzeugt, stimmte ihm aber zu. »Mag sein, dass du recht hast. Habt ihr Hinweise darauf, dass die Tote in Begleitung war?«

»Nein, das können wir fast zu hundert Prozent ausschließen. Da gibt es nur die Spuren von ebendiesem Hollandrad, das hat Klaus Zwo schon eindeutig feststellen können. Keine weiteren Radspuren. Aber, und das ist jetzt richtig aufschlussreich, wir haben die Abdrücke von einem Schuhpaar. Und diese Abdrücke sind bis in dieses Wiesenstück hinein«, er zeigte auf den schmalen Trampelpfad, »sehr sauber zu verfolgen. Somit stammen die aller Wahrscheinlichkeit nach von ihrem Mörder.«

»Oder von ihrer Mörderin«, ergänzte Paula automatisch.

»Wir gehen davon aus, es war ein Mann. Es muss ein Mann gewesen sein. Oder kennst du eine Frau mit der Schuhgröße dreiundvierzig? Nein, nein, da sind wir uns ganz sicher, der Täter war keine Frau.«

»Aha. Noch was?«

»Im Augenblick nicht. Ach ja, doch. Hat aber mit dem Fall nichts zu tun. Weißt du, ob unser Staatsanwalt ein neues Auto hat?«

»Nein, weiß ich nicht. Und glaub ich auch nicht. Als ich gekommen bin, stand jedenfalls sein Jaguar da. Warum fragst du, Klaus?« Eine naive Frage. Den Kopf leicht schräg gelegt,

der Blick offen und vertrauenerweckend – Paula Steiner beherrschte bei der Weibchen-Gestik das volle Programm. Sie stellte sich absichtlich ahnungsloser, als sie war, denn die kriminalistisch geschulte Hauptkommissarin wusste, worauf er abzielte. Aber sie wollte es von ihm hören.

»Na, wem gehört denn dann der Porsche? Ich hab doch vorhin einen Carrera gehört, ganz deutlich hab ich ihn gehört. Bei Sportwagen kenne ich mich aus.«

Endlich. Endlich stellte einmal jemand diese schon längst fällige Frage. Die Antwort erfolgte nonverbal, aber eindeutig. Mit einem breiten Grinsen tippte sie sich zweimal mit dem Zeigefinger auf die Brust.

»Was, du hast einen Porsche? Und noch dazu einen Carrera! Seit wann denn? Das wusste ich ja gar nicht. Aber da frag ich mich schon: Wie kannst du dir so ein Geschoss leisten? Du verdienst doch auch nicht so viel mehr als ich, oder? Hast du geerbt? Wie viel hast du dafür bezahlt, was kostet denn so eine Rakete aus dem Hochpreissegment heutzutage? Welches Baujahr? Farbe? Mit Turbo oder ohne?«

Ein Fragen-Stakkato, aus dem aufrichtiges Interesse sprach. Und für die Besitzerin dieser »Rakete aus dem Hochpreissegment« ebenso aufrichtige Anerkennung, gar der Hauch von Bewunderung.

»Nein, ich habe nicht geerbt. Und gekostet hat er viel. Und zwar so viel, dass ich noch immer daran abbezahle. Und das auch noch die nächste Zeit tun werde. Und natürlich ohne Turbo, das wäre ja albern. Vor allem bei so einem Auto.« Sie gab sich Mühe, bescheiden zu klingen. Es gelang ihr nicht besonders überzeugend.

»Und die Farbe, Paula? Schwarz vielleicht? Das würde gut zu dir passen.«

»Leider nein. Orange. Ein sehr auffälliges, gewöhnungsbedürftiges Orange.«

»Toll, Paula, wirklich. Ich finde das ganz toll, dass du so was Schönes hast. Ein richtiges Männerauto«, sagte er, um gleich anzuhängen: »Damit widersetzt du dich jedem Klischee. Beziehungsweise lockerst das mal sehr elegant auf.«

Sie suchte in seinem Gesicht nach Spuren von Ironie, wurde aber nicht fündig. Er schien sein Lob ernst zu meinen. Das verhönte sie augenblicklich mit seinem Einmischungsversuch von eben. Jenen sah sie jetzt in einem anderen, in einem sehr milden Licht, deutete ihn als Ausprägung einer vorübergehenden schlechten Laune, wie sie jeder von ihnen einmal hatte – vor allem bei diesen vermaledeiten Sonntagseinsätzen.

So antwortete sie vergnügt: »Wenn du willst, nehme ich dich dann mit in die Neuweiherstraße.«

»Das geht leider nicht, ich muss hierbleiben, Klaus Zwo übernimmt die Spurensicherung in der Wohnung. Aber was ich mache, und zwar sofort, ich schau mir dein Gefährt mal an. So viel Zeit muss sein. Zu irgendetwas muss dieser Drecks-sonntagsdienst ja gut sein.«

Sprach's, schlüpfte unter der Absperrung hindurch und marschierte Richtung Westen. Lächelnd sah sie ihm nach – Klaus Dennerlein empfand ja fast so viel Zuneigung für ihren Charly wie sie. Dann setzte sie mit einem Sprung über den Bach.

Dort empfing Müdsam sie mit einem missbilligenden Kopfschütteln.

»Warum hat das denn jetzt so lange gedauert? Klaus und du, ihr hättet das Ganze doch auch hier auf dem Weg bereden können. So, bevor wir zwei uns jetzt unterhalten, wirst du dich auf Zecken untersuchen. Zumindest die Beine. Auch die Oberschenkel. Ich schau auch nicht hin«, sagte er und drehte sich ostentativ um die eigene Achse.

Paula sah kurz an sich hinunter, dann richtete sie sich wieder auf. »Fertig. Da ist nix.«

»Das war viel zu kurz«, sagte Müdsam, ohne sich umzudrehen. »Du musst schon richtig schauen. Alles. Die Beine, auch hinten, die Oberschenkel, vor allem die Kniekehlen und – ganz wichtig – zwischen den Zehen. Die Biester saugen sich nämlich vorzugsweise dort fest, wo es warm und feucht ist. Die Achselhöhlen und die Armbeugen sind auch sehr gefährdet. Also, ich warte.«

»Mensch, Frieder, man kann es auch übertreiben«, seufzte sie. Aber sie fügte sich seiner Direktive und nahm ihre Extre-

mitäten, die oberen wie die unteren, genau in Augenschein. Zentimeter für Zentimeter. Denn mittlerweile hatte er es geschafft und sie mit seiner Phobie angesteckt. Zumindest ein wenig.

»Was wird das eigentlich hier, wenn es fertig ist?«, fragte Klaus Zwo, der mit einem Mal hinter ihr stand. Sie hatte ihn nicht kommen hören. »Machst du einen Striptease, Paula? Dann sag ich es den Kollegen. Eine kleine Abwechslung täte uns allen ganz gut.«

»Red doch nicht so saudumm daher«, entgegnete sie ungehalten. »Ich such mich nach Zecken ab. Auf Wunsch von Frieder. Der meint, das sei unbedingt notwendig.«

»Das meine ich nicht nur, das ist es auch«, korrigierte Müdsam sie. Noch immer stand er von ihr abgewandt und starrte regungslos in die Ferne.

»Übrigens nicht nur für dich, Paula. Auch du, Klaus, solltest da die entsprechende Vorsicht walten lassen und dich gelegentlich absuchen. Gerade weil du dich ja ständig in dem hohen Gras aufhältst. Machst du das denn auch?«

Nachdem von Klaus Zwo keine Reaktion erfolgte, setzte der Mediziner nach. »Also, ich verstehe euch beide nicht. Habt ihr denn noch nie etwas von diesem riesigen Risiko gehört beziehungsweise gelesen, welches mit einem Zeckenbiss verbunden sein kann? Ich rede jetzt gar nicht von der Frühsommer-Meningitis, gegen die kann man sich ja impfen. Es genügt schon, wenn man sich eine Borreliose einfängt. Das ist extrem schmerzhaft und kann so weit gehen, dass man arbeitsunfähig wird. Die Zeitungen sind doch voll davon. Gerade jetzt. So viel Leichtfertigkeit grenzt ja schon an Dummheit. Da hätte ich euch zwei doch für wesentlich intelligenter gehalten.«

Der Kriminaltechniker sagte nichts. Aber er tippte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn; Müdsam konnte ihn ja nicht sehen. »Warum ich eigentlich hier bin, Paula«, sagte er, »ich wollte dich fragen, ob du in die Wohnung des Opfers mitkommst.«

»Nein. Doch ich komme bald nach. Ich will erst noch mit Frieder reden. Das wird voraussichtlich nicht lange dauern.«

»Gut, dann bis später. Du hast ja die Adresse?«

Sie nickte. Schließlich richtete sie sich auf und verkündete: »Frieder, du kannst dich jetzt umdrehen. Ich habe jeden Quadratmillimeter genauestens untersucht. Eine Zecke hab ich nicht gefunden.«

»Na, Gott sei Dank. Du meinst, ich bin vielleicht in der Hinsicht ein bisschen überkandidelt«, sagte er, nachdem er sich ihr zugewandt hatte. »Aber ich meine es ernst, diese Gefahr darf man nicht unterschätzen. Die paar Jährchen, die mir noch bleiben, will ich mich nicht mit Schmerzmitteln vollpumpen. Ich habe, das gebe ich durchaus zu, Angst, und zwar richtige Angst vor einem Zeckenbiss. Du nicht, nach dem zu schließen, wie wenig du dich darum kümmerst.«

»Angst? Nein. Sorge, das ja, vielleicht, vor allem jetzt, nachdem du mich so eingehend aufgeklärt hast. Aber dafür hab ich vor vielen anderen Sachen richtige Angst, vor der du sicher gefeit bist.«

»Zum Beispiel?«, fragte er.

»Zum Beispiel? Zum Beispiel vor irgendwelchen Krankheiten, die einem als Raucher ja tagtäglich ins Auge springen mit diesen Schockbildern. Und dann davor, dass mein blöder Bruder eines Tages unangemeldet vor der Tür steht und ich ihn in meine Wohnung hereinlassen muss. Und seit Neuestem auch Angst vor meinem Badezimmerspiegel.«

Da lachte er laut auf. »Das brauchst du aber nicht, Paula, Angst vor irgendwelchen Spiegeln zu haben. Wirklich nicht. So, jetzt zu der Toten. Du wirst es schon selbst bemerkt haben: Todesursache war ein Schädelbasisbruch«, sagte er, um sich gleich danach zurückzunehmen. »Also nach dem, was ich bislang gesehen habe. Genauerer kann ich dir natürlich erst nach —«

»Nach der Obduktion sagen, ich weiß«, vervollständigte sie seinen Satz. »Ja, ich hab das auch schon vermutet. Aber was mich dabei stört, ist, dass der Täter dann extrem groß gewesen sein muss. Wesentlich größer als das Opfer, das vor ihm beziehungsweise ihm direkt gegenüber stand. Der Schlag wurde ja mittig über die ganze Kopfoberseite geführt.«

»Das sehe ich anders, Paula. Opfer und Täter standen sich bei diesem Schlag nicht gegenüber. Denn dann wäre die Voraussetzung für eine derartige Fraktur auf der mittleren Schädelgrube ein Größenunterschied von tatsächlich einem halben Meter. Also hätte der Mann, oder auch die Frau«, erweiterte er seine Aussage, »mindestens zwei Meter zwanzig groß sein müssen. Schon von daher können wir das so gut wie ausschließen. Ich denke, sie ist vor dem Täter in die Knie gegangen, aus welchem Grund auch immer. Um sich vielleicht ein Steinchen aus dem Schuh zu klopfen oder weil sie etwas aufheben wollte, was ihr aus dem Rucksack gefallen ist. Möglich ist da vieles. Und in ebenjenem Moment hat der Täter zugeschlagen.«

»Stimmt, das ist schlüssig, Frieder. So wird es gewesen sein. Daran habe ich jetzt nicht gedacht. Ach ja, Klaus hat mir erzählt, sie haben ein Fahrrad gefunden, das anscheinend der Toten gehörte. Allerdings ohne Fahrradpumpe. Ist es möglich, dass man ihr mit ebendieser Pumpe eins über den Schädel gezogen hat? Konkret gefragt: Kann eine Fahrradpumpe das Mordwerkzeug sein?«

Müdsam schüttelte energisch den Kopf. »Nein, das ist ausgeschlossen. Dann wäre die Wunde nicht so tief. Das muss ein wesentlich schwererer Gegenstand gewesen sein. Ein Stein vielleicht oder ein Rohr. Aber das kann ich dir erst dann genau sagen, wenn ich sie untersucht habe.«

»Und dass sie bereits tot war und ihr post mortem der Schlag versetzt wurde?«, fragte Paula.

»Auch das ist nach dem, was ich bislang gesehen habe, auszuschließen. Hast du den blutigen Ausfluss an den Ohren und im Nasenvorhof gesehen?«

Sie nickte. »Den an den Nasenlöchern schon.«

»Das ist ein Zeichen dafür, dass sie an der starken Gewalteinwirkung im Kopfbereich gestorben sein muss. Außerdem hat sie ein Monokelhämatom, was meine These –«

»Ein was?«, unterbrach sie ihn.

»Diese sichtbaren Einblutungen in den Augenhöhlen. Auch die sprechen eindeutig für eine Schädelbasisfraktur.«

»Und die Tatzeit?«

»Zwischen achtzehn und neunzehn Uhr dreißig gestern Abend.«

Nachdem es nicht so aussah, als wollte er noch etwas hinzufügen, fragte sie: »Dann kann ich jetzt den Leichnam abtransportieren lassen?«

»Wegen meiner schon.«

Sie verabschiedete sich betont herzlich von Frieder Müdsam, wiederholte nochmals, wie froh sie sei, endlich wieder einmal mit ihm zusammenarbeiten zu können, versprach ihm, sich so bald als möglich unter die Dusche zu stellen, rief nach den zwei Bestattern und machte sich schließlich auf den Weg zu ihrem Wagen.

Von hinten erklang ein Ruf. »Hallo, Frau Steiner. Ist das Ihr Auto?«

Es war Staatsanwalt Kauper, der die überflüssige Frage stellte, als Paula gerade die Fahrertür aufsperrte.

»Die alte Kiste? Ja, das ist meine«, antwortete sie betont beiläufig.

Gottlob widersprach ihr Dr. Kauper sofort vehement und wortreich. »Alte Kiste, also ich bitte Sie! Das ist ein Oldtimer. So etwas kann sich unsereiner als Ehemann und Vater natürlich nicht leisten. Aber wenn die Kinder mal aus dem Haus sind, dann, Frau Steiner, dann werde ich mir auch so etwas Schönes zulegen. Das habe ich meiner Frau schon angedroht.«

Schließlich stieg er in seinen Jaguar und grüßte sie zum Abschied mit der gängigsten Geste der Anerkennung – mit dem hochgestreckten rechten Daumen.

Als Paula Steiner sich in das rissige Leder des Fahrersitzes fallen ließ, umspielte ihre Lippen ein breites, ziemlich einfältiges Grinsen. Sie konnte gar nicht anders.